

Sieben Wochen ohne?

Abendandacht am 23. März 2020

Heute beginnt die vierte Woche der Passionszeit. Aber in diesem Jahr ticken die Uhren anders. Nicht das Kirchenjahr strukturiert unsere Wochen, alles wird gerade in harte Corona-Währung umgebrochen. In der wievielten Corona-Woche befinden wir uns nun? Am 31. Januar wurde der erste infizierte Kranke in Deutschland gemeldet, seit einer Woche ungefähr herrscht im ganzen Land ein nie zuvor da gewesener Ausnahmezustand. Anders als in der jährlich wiederkehrenden Passionszeit, wissen wir noch nicht, wie lange diese Zeit dauern wird, in welcher Woche der Krise wir uns befinden, wann die Auferstehung kommt und wie das neue Leben sich anfühlt, wenn denn alles durchgestanden und vorbei ist.

Zu Beginn der Passionszeit habe ich wie jedes Jahr darüber nachgedacht, worauf ich in diesem Jahr einmal sieben Wochen lang Verzicht üben möchte; ja ich hatte mir sogar ein ganz besonders ausgetüfteltes System zurechtgelegt, nach dem in jeder Woche etwas Neues dazu gekommen wäre. Niemals wäre ich freilich auf die Idee gekommen, auf menschliche Kontakte zu verzichten. Sieben Wochen ohne Besuche bei meinen Eltern und bei Gemeindegliedern, ohne Familienfeiern und Besprechungen, ohne abendliche Treffen mit Freundinnen, ohne die besondere Gemeinschaft im Gottesdienst. Nun ist diese abwegige Vorstellung Wirklichkeit geworden.

Am 1. März, als wir zum vorerst letzten Mal hier in der Kirche gemeinsam das Abendmahl gefeiert haben, mit Einzelkelchen und schon mit dem Hinweis auf besondere Hygienemaßnahmen, da ist es mir besonders schmerzlich, auf den Friedensgruß zu verzichten: Friede sei mit dir! Und mit dir! Ich weiß, manche von Ihnen mögen diese liturgisch angeordnete Geste nicht. Für mich ist die ausgestreckte Hand, in die ein anderer einschlägt, seine Hand einlegt, für mich ist der Blickwechsel beim Friedensgruß immer ein kleiner Höhepunkt. Ein Augenblick großer Nähe. Genauso wie ich andere gerne umarme zur Begrüßung und beim Abschied, im Gespräch meine Gesprächspartner oft an der Schulter berühre oder Kranke und Sterbende bei einem Besuch vorsichtig über Arme und Handrücken streichle. Berührung ist Leben. Sich gegenseitig zu

spüren, ein Zeichen von Lebendigkeit. Unsere Haut das größte und vielleicht zu Unrecht oft unterschätzte Sinnesorgan.

Sieben Wochen ohne Kontakte. Ein temporärer Verzicht hat unter anderem den Effekt, dass ich mir bewusst werde, wie wertvoll mir manches ist und dass ich es neu schätzen lerne und genießen kann, wenn ich es wieder habe. Ich freue mich jedenfalls jetzt schon auf die Sonntage, an denen Sie hier wieder in der Kirche sitzen und ich vor dem Abendmahl zu Ihnen gehen und Ihnen die Hand geben kann:

Friede sei mit dir! Und ich bin mir sicher, dass es sich anders anfühlen wird, auch wenn wir dann nach dem Abendmahl hier wieder in einem großen Kreis um den Altar stehen, Hand in Hand. Das stärke und bewahre euch im Glauben zum ewigen Leben. Geht hin in Frieden!

Bis es wieder so weit sein kann - bleiben Sie behütet. Bis es wieder so sein kann, nutzen Sie die vielen Kontaktmöglichkeiten der oft so kritisch beäugten digitalen Welt, die sich jetzt plötzlich als ein wahrer Segen erweist: Telefonieren, mailen und whatsappen, tindern und twittern sie! Und wenn Sie nicht wissen, was das ist und wie das geht, dann nutzen Sie jetzt die Chance, sich das beibringen zu lassen. Nehmen Sie an Hackathons teil, treffen Sie sich in Videokonferenzen und in Chaträumen. Gehen Sie spazieren, allein und zu zweit. Singen und musizieren Sie abends um sieben auf ihrem Balkon „Der Mond ist aufgegangen“. Und lassen Sie sich etwas einfallen für alle, die allein und einsam und auf Hilfe angewiesen sind.

So viele Dinge sind nicht abgesagt:

Sonne und Frühling.

Essen, trinken und schlafen.

Singen und lesen.

So viele Dinge sind gerade jetzt angesagt:

Denken, träumen, reden und hören.

Beten und handeln.

Helfen und Hoffen.

Von freezern, flightern und fightern

Abendandacht am 24. März 2020

Welcher Stresstyp sind Sie? Oder anders gefragt: Mit welchen Strategien bewältigen Sie eine Krise? Die Stressforschung, habe ich in der Zeitung gelesen, kennt drei unterschiedliche Stresstypen: Da gibt es den freezer, den flighter und den fighter. Zu Deutsch etwa: Da gibt es diejenigen, die im Augenblick der Gefahr die Luft anhalten und sich tot stellen, quasi gefrieren, zweitens diejenigen, die ihre Beine in die Hand nehmen und davon laufen, und drittens diejenigen, die sich zum Kampf aufbauen und der Gefahr mutig ins Angesicht widerstehen: Freezer, flighter und fighter.

Was ein freezer ist, habe ich neulich beim Spaziergang mit meiner Freundin Nina erlebt: Da saß am Rande des Handschuhsheimer Feldes eine Katze, die beim Anblick des uns begleitenden Hundes in ein Art Schockstarre verfiel, den typischen Katzenbuckel machte und zu einer Art Katzenstandbild gefror. Ich musste lachen und sagte noch, wenn ich solche Angst hätte, würde ich doch lieber davonrennen, aber die Katze war ganz offensichtlich ein anderer Stresstyp und verfolgte die Strategie: Wenn ich mich nicht bewege und so tue, als gäbe es mich gar nicht, dann übersieht mich die Gefahr vielleicht und sucht sich ein anderes Opfer. Und ich muss gestehen, dass die Rechnung der Katze voll aufgegangen ist, denn unser Hund nahm keinerlei Notiz von ihr und spazierte völlig unbeeindruckt an ihr vorbei. Davonlaufen, das würden dagegen die flighter. Im Augenblick der Gefahr ihr möglichst aus dem Weg gehen, auf jeden Fall ausweichen und schleunigst das Weite suchen, ich bin dann mal weg.

Die dritte Sorte dagegen, die fighter, entfalten in solchen Situationen erst ihr ganzes Potential. Ich erinnere mich an ein Bewerbungsgespräch, in dem sich eine der Kandidatinnen bei der Vorstellung ihrer Stärken die Hände rieb und sagte: „Ich gehe Auseinandersetzungen nicht aus dem Weg, im Gegenteil, ich bin eher so der Typ, immer her mit den Konflikten, da entwickle ich nämlich großen Spaß und jede Menge Kreativität beim Finden von Lösungen.“

Oder mir fällt der junge David ein, der sich dem allseits gefürchteten Goliath entgegenstellt. Mit Gottvertrauen gewiss, aber auch mit einer gehörigen

Portion jugendlicher Unbedarftheit. Während die Armee seines Königs Saul sich im allerbesten flighter-Modus zitternd und zagend in schützende Gräben zurückgezogen hat, geht er dem Feind furchtlos und frech entgegen, überrumpelt und besiegt ihn.

Freezer. Flighter. Fighter. Welche Strategie ist in diesen Zeiten der Corona-Krise angebracht? Was führt zum Ziel und welche Haltung besiegt am Ende die Ausbreitung des Virus?

Ich erlebe gerade von allem etwas.

Ich erlebe, wie die Bewegungen einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes, ja großer Teile der Welt zum Stillstand kommen, einfrieren. Maschinen stehen still, Wirtschaftskreisläufe, Institutionen, alles hält plötzlich den Atem an, um dem unsichtbaren Feind den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Ich erlebe den großen Rückzug. Menschen ziehen sich zurück, treten die Flucht an, meiden Begegnungen und alltägliche Wege, um dem Virus keine Angriffsfläche und kein Sprungbrett zu bieten.

Und ich erlebe Menschen, die dem Virus trotzig die Stirn bieten, an Supermarktkassen, in Bussen und Bahnen, in Krankenhäusern und Seniorenheimen, in Forschungsinstituten und Laboratorien. „Wir kriegen dich“, heißt ihre Devise, „und wir lassen uns von dir nicht unterkriegen. Noch bist du ein Riese und scheinst unbesiegbar, aber überall auf der Welt sägen und nagen viele, viele Davids schon an deinem Panzer. Und eines Tages wirst du fallen im vereinten Kampf der freezer, der flighter und der fighter.“

Was auch immer Sie für ein Stresstyp sind: Bleiben Sie stark und halten Sie gut durch!

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch

Abendandacht am 26. März 2020

Happy birthday to you, happy birthday to you ...

Wer Geburtstag hat in diesen Tagen, hat es schwer. Verzichtet werden muss auf Zusammenkünfte im Familien- und Freundeskreis, womöglich auf lang schon geplante Feiern und Festivitäten.

So geht es nun auch einem, der am vergangenen Freitag 250 Jahre alt geworden wäre. Die Rede ist von dem Dichter Friedrich Hölderlin, der auch bei uns in der Friedenskirche Spuren hinterlassen hat. Ich lade Sie ein zu einer kleinen Geburtstagsfeier.

Friedrich Hölderlin wird am 20. März 1770 in Lauffen am Neckar geboren. Im Alter von 18 Jahren kommt er zum ersten Mal nach Heidelberg, und zwei Jahre später, zur Einweihung der Alten Brücke, die damals noch die neue ist, dichtet er der Stadt „ein kunstlos Lied“, wie er in der ersten Strophe seiner Heidelberg-Hymne in gnadenlosem understatement behauptet. Das hört sich dann so an:

*Lange lieb ich dich schon,
möchte dich, mir zur Lust, Mutter nennen,
und dir schenken ein kunstlos Lied,
du der Vaterlandsstädte ländlichschönste, so viel ich sah.*

Nein, kunstlos ist das nicht, es zeugt vielmehr von der hohen Kunst, ungewöhnliche und komplizierte Versmaße zum Klingen zu bringen. Und es zeugt von der großen Lust, die deutsche Sprache mit ihren Möglichkeiten bis an ihre Grenzen und darüber hinaus zu führen. So ist Hölderlin ein Meister im Erfinden neuer zusammengesetzter Hauptwörter. Und auch die Unmöglichkeiten der Satzstellung reizt er bis zum äußersten aus. Vielleicht haben Sie Lust, einmal ein paar seiner Gedichte zu lesen. Dann tun sie es laut. Erst gesprochen entfalten sie ihre ganze Schönheit.

Hier bei uns in Handschusheim ist Hölderlin wohl nie gewesen; jedenfalls hat er „der Vaterlandsstädte zweitschönste“ keine Zeilen gewidmet. Aber Verse aus seiner Friedensfeier haben bei der Neugestaltung der Friedenskirche Eingang

gefunden und sind nun auf der Stufenanlage verewigt. Rätselhaft sind sie, aber dadurch auch unerschöpflich. Biblische Anklänge setzen sie frei, und je nach Lichteinfall schiebt sich ein anderes Wort mit seinen Assoziationsräumen in den Vordergrund. Hier steht zu lesen

*Und nur der Liebe Gesetz gilt von hier an bis zum Himmel.
Viel hat von morgen an erfahren der Mensch.
Bald aber sind wir Gesang.*

In diesen Tagen ist mir freilich ein anderes Hölderlinwort besonders nahe. Ein Freund hat es mir geschickt. Es stammt aus der Hymne Patmos. Dort heißt es: *Nah ist und schwer zu fassen der Gott. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.*

Ich erinnere mich noch gut an meinen Erdkundeunterricht in den 80er Jahren. Damals stand in den Lehrbüchern, dass fossile Rohstoffe Anfang des neuen Jahrtausends aufgebraucht sein würden. Und der saure Regen würde ganze Wälder ausgemerzt haben. Apokalyptische Szenarien waren an der Tagesordnung. Aber es ist anders gekommen. Denn in der Gefahr ist auch das Rettende gewachsen. Eine Bewegung hat damals viele Menschen erfasst, neue Technologien wurden entwickelt und alternative Energiequellen erschlossen. Gewachsen ist, was Hölderlin das Rettende nennt.

Ein anderer Meister des Wortes erzählt es so: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf, Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht, wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre.

Das Rettende wächst – ich weiß nicht wie. Aber ich möchte Ihnen in diesen Tagen Mut machen zu herzlichem Gottvertrauen und zu menschlicher Kreativität.

Komm ein bisschen mit ...

Abendandacht am 31. März 2020

„Komm ein bisschen mit nach Italien,
komm ein bisschen mit ans blaue Meer
und wir tun, als ob das Leben eine schöne Reise wär“.

So lockte einst Caterina Valente mit unverkennbarer Stimme das Volk der 50er Jahre in der Deutschen liebstes Sehnsuchtsland. Ein Schlager aus einer anderen Welt.

Das war noch vor dem Beginn des Tourismus als Massenphänomen, lange bevor Hotelburgen die Strände eroberten, lange bevor Billigflüge und kreuzfahrende Riesenschiffe dem Planeten zusetzten. Und lange vor Corona. Zurzeit kommt kein Mensch ein bisschen nach Italien. Und auch sonst nirgendwo hin. Kommen Sie ein bisschen mit in die Abendandacht in der Friedenskirche ...

In Zeiten, als das Reisen noch geholfen hat, zieht die Journalistin Meike Winnemuth das große Los. 2010 gewinnt sie in der Sendung „Wer wird Millionär?“ eine halbe Million Euro. Und keine Sekunde lang muss sie überlegen, was sie mit diesem Geld anfangen will:
„Ein Jahr lang raus aus Deutschland, und jeden Monat in einer anderen Stadt wohnen. Zwölf Monate in zwölf Städten, die ich mir immer schon mal angucken wollte. Immer am ersten hin und am einunddreißigsten weg und zwischendurch nicht nach Hause kommen.“

Wenn es morgen für Sie los gehen könnte, am 1. April 2020, wohin würde es Sie ziehen?

Meike Winnemuth hat ihre Idee in die Tat umgesetzt und im Anschluss an ihre Weltreise ein ganz besonderes Reisebuch geschrieben, das ich Ihnen gerne zur Lektüre empfehle.

Eine meiner Lieblingsgeschichten spielt in Shanghai: Meike fährt mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Besichtigung eines botanischen Gartens etwa 30km aus dem Zentrum hinaus, merkt aber schon bald, dass sie sich dort, wo sie ausgestiegen ist, total verlaufen hat. „Ich bin irgendwo im Nirgendwo an einer schwach befahrenen Straße. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo ich eigentlich bin und wie ich wieder wegkomme. Ich habe keinen Handyempfang,

also kein GPS und keine Landkarte. Es ist Nachmittag, in zwei, drei Stunden wird es dunkel. Ich spreche kein Wort Mandarin und 99,9% aller Chinesen sprechen kein Wort Englisch. Ich gehe ein paar Hundert Meter weiter die Straße entlang zu einer einsamen Bushaltestelle. Wohin fährt der Bus? Keine Ahnung. Nur Schriftzeichen. Und wenn ich die lesen könnte, wäre ich auch nicht schlauer. Und jetzt?“

Versetzen Sie sich einmal in ihre Lage. Spüren Sie die Verlorenheit? Allein in einer fremden Stadt. Ohne Orientierung, ohne Sprachkenntnisse. Die langsam aufsteigende Panik. Die Selbstvorwürfe, das hätte, hätte

Aber Meike Winnemuth macht es anders. Statt in den Konjunktiv flüchtet sie sich ins Futur II.

Sie sagt sich: Irgendwann, liebe Meike, wirst du wieder in deinem Zimmer sitzen und auf dich in dieser Situation zurückschauen. Ich weiß im Augenblick noch nicht, wie und wann, aber es wird einen Moment geben, in dem die jetzige Ausweglosigkeit der Vergangenheit angehören wird. „Ich wusste“, schreibt sie, „dass es irgendwie weitergehen würde. Was ich wohl meinen Eltern zu verdanke habe, ist diese unerschütterliche Überzeugung, dass ich mir immer zu helfen weiß. Dass ich mich in jede beliebige Situation hineinbegeben kann und wieder herauskomme. Eine blöde Situation ist immer nur ein Zwischenschritt. Es wird gut gegangen sein. Eines Tages wird es gut gegangen sein.“

Mir hilft diese Haltung in diesen Tagen. Mir hilft so eine gedankliche Reise in die Zukunft. Gönnen auch Sie sich in diesen Zeiten, in denen Sie nicht ein bisschen reisen können, einmal am Tag einen Ausflug ins Futur zwei:

„Komm ein bisschen mit in die Zukunft,
komm ein bisschen mit ans blaue Meer
und wir tun als ob die Krise eine große Chance wär.“

Vielleicht klingt das dann so:

In der Coronazeit wird eine neue Kultur der Erreichbarkeit entstanden sein. Ich werde neue Menschen kennen gelernt oder Menschen neu kennen gelernt haben. Ich werde alte Kontakte aufgefrischt und lange Telefonate geführt haben, ich werde Bindungen verstärkt haben, die lose und locker geworden waren.

Oder ... ?

Die Liebe in den Zeiten der Cholera

Abendandacht am 2. April 2020

Gestern war es so weit. Die erste Beerdigung unter den Bedingungen, die Corona diktiert. Nein, der Verstorbene war nicht dem Virus erlegen, aber seine Trauerfeier fiel ihm vollumfänglich zum Opfer. Ein Glück für ihn, dass er nur einen Sohn und einen Enkel hatte, so dass wir zusammen mit seiner Frau, seiner Schwiegertochter und der Freundin des Enkels gerade fünf Personen waren. Mehr sind nicht erlaubt. Und ein Glück, dass die Sonne von einem wolkenlosen Himmel auf Narzissen und Osterglocken schien, denn alles darf nur im Freien durchgeführt werden.

Es ist natürlich nicht das erste Mal, dass ich eine Beerdigung im kleinen Kreis durchführe, aber zum ersten Mal wird mir bewusst, wie wichtig es ist, dass Trauerfeiern grundsätzlich öffentliche Gottesdienste sind, so wie alle unsere Gottesdienste. Dass der Verstorbene nicht privatisiert wird. Er gehört nicht seiner Familie, ja nach unserer christlichen Überzeugung gehört er nicht einmal sich selbst. So sagt es der Heidelberger Katechismus auf die Frage „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ Und gibt zur Antwort: „Dass ich mit Leib und Seele nicht mein, sondern meines treuen Erlösers Jesu Christi eigen bin.“ Sich nicht selbst gehören und das als einen Glücksfall betrachten, das tut der christliche Glaube. Das Leben kommt von Gott, dem Schöpfer. Das Leben kehrt zurück zu Gott, dem Vollender.

Von diesem geschenkten Anfang bis zu diesem unverfügbaren Ende lebt ein Mensch auf dieser Welt, macht Erfahrungen, schreibt Geschichten, gestaltet und erleidet sein Leben.

Ja, es ist ein großer Schatz, dass Menschen zu Trauerfeiern kommen können, ein Zeichen von Freiheit der Lebenden und der Toten. Deshalb werden solche Feiern jetzt zum Teil nachgeholt. Auf der Todesanzeige eines Freundes, der auch vor kurzem gestorben ist und unter Coronabedingungen im kleinsten Kreis beigesezt wurde, steht die Einladung zu einer Gedächtnisfeier im Juli. Ich freue mich, dass es diese Gelegenheit geben wird, mich mit all denen zu treffen, denen er auch ein Freund gewesen ist und vieles mehr. Und die Familie, mit der ich gestern am Grab stand, hat sich vorgenommen, wenn es wieder möglich ist, Verwandte und Freunde zu kleinen Kaffeerunden

einzuladen. Denn gestern waren wir eben nur zu fünf. Zur Beisetzung der Urne mussten wir uns zehn Meter entfernen, weil der Friedhofsmitarbeiter, der die Urne versenkt, sonst mitgezählt hätte zu den fünf Personen.

Verstehen Sie mich nicht falsch; ich will mich nicht lustig machen über die Verordnungen, die zurzeit gelten, es ist ja wichtig, dass wir alles Menschenmögliche tun, um die Ausbreitung des Virus zu unterbrechen, auch wenn wir dabei teilweise in absurde Situationen geraten.

Sie führen mir neu vor Augen, wie sinnvoll viele Rituale sind, die wir oft unhinterfragt von unseren Vätern und Müttern übernommen haben.

Unter vielen Traueranzeigen findet sich zum Beispiel der Satz: „Von Beileidsbezeugungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen.“ Aber wie wichtig sie sein können, das zeigt sich mehr erst, wenn sie dann tatsächlich einmal verboten sind. Da stehen Menschen, die trauern und die sich nicht berühren sollen. Aber genau das brauchen wir, genau das ist menschlich: Ich nehme dich in den Arm, ich lehne meinen Kopf an deine Schulter, ich gebe dir die Hand und sage dir ein paar Worte, wie unbeholfen oder vorgeformt sie auch immer sein mögen.

Ich habe keinen Körper, ich bin ein Körper. Das spüre ich in dem Moment besonders deutlich, wenn der Körper eines geliebten Menschen als ein Häuflein Asche vor mir steht. Um so wichtiger, dass sich die Lebenden vergewissern können: Ich bin noch da. Und ich bin jetzt für dich da.

Verzichten Sie, auch wenn es wieder einmal möglich sein sollte, nicht auf Beileidsbezeugungen.

Lassen Sie sich berühren!

Von Hühnergöttern und Menschenkindern

Abendandacht am 6. April 2020

Hühnergötter werden diese Steine genannt. Man findet sie zu Tausenden an der Atlantikküste und auch an den Stränden von Ostsee und Nordsee. Sie sind ein beliebtes Sammelobjekt und manch eine trägt sie gar als Anhänger an einer Kette um den Hals. Warum sie Hühnergötter heißen, ist nicht ganz geklärt. Vielleicht hat man solche Steine als Amulette in Hühnerställen aufgehängt, um die Legefreudigkeit der Hennen anzuspornen.

Und jetzt wundern Sie sich, warum ich Ihnen kurz vor Ostern mit abergläubischen Tipps zum Eierlegen daherkomme? Nein; vergessen wir die geheimnisvolle Bezeichnung und nennen die Dinge beim Namen. Eigentlich sind das ganz einfach Lochsteine. Das Meerwasser hat sie bearbeitet und ihnen Mulden, Aushöhlungen und eben auch Löcher beigebracht. Das, was diese Steine so einzigartig macht, ist nicht die Schönheit ihrer Oberfläche, ist nicht ein glänzender Edelsteinkern im Innern; es ist das Kantige, es sind ihre Narben. Das, was Ihnen fehlt, das was Ihnen genommen wurde an Substanz, das macht sie aus. Das macht sie auf ihre Weise schön und unverwechselbar.

Heute beginnt die Karwoche. Jene Tage auf Ostern hin, in denen die Leidensgeschichte dessen in den Mittelpunkt rückt, der Gott so ganz menschlich zeigt.

Und menschlich heißt eben auch verletzlich. Verwundbar. Dem Zugriff äußerer Gewalten ausgesetzt.

Da ist Jesus im Garten Gethsemane. Ihm fehlen die Nähe und die Solidarität seiner Freunde. Könnt ihr nicht wachen? Wachen und beten mit mir? Drei Mal fragt und bittet er sie vergeblich. Denn immer wieder schlafen sie ein, wollen nichts sehen und hören von der Schwäche dessen, den sie doch für seine Stärke lieben und bewundern. Mit seiner Verzweiflung bleibt Jesus allein. Einsam ringt er mit dem schweren Weg, den er vor sich sieht und für den er so sehr die Gemeinschaft derer bräuchte, die bisher zu ihm gehalten haben. Ihren Zuspruch oder ihre Kritik.

Und dann kommt tatsächlich einer, der nicht schläft. Der hellwach ist. Er kommt ihm ganz nahe, umarmt und küsst ihn, aber seine Freundlichkeit ist nur vorgetäuscht. Der Kuss ist ein Judaskuss, die Geste ein Verrat. Verhaftet und abgeführt wird Jesus; die Schläfer halten alles noch für einen bösen Traum, jedenfalls sind sie erst einmal weg, jetzt gilt es, die eigene Haut zu retten. Verhört wird Jesus und verspottet, mit einer Dornenkrone und einem Purpurmantel aus der Mottenkiste demütigen sie ihn, du willst Gottes Sohn sein, und in diesem Augenblick kräht von draußen ein Hahn, da lachen sie, vielleicht bist du ja ein Hühnergott.

Ja, ein Hühnergott mit Narben im Gesicht und auf der Seele, mit zerschossenem Auftrag und durchlöcherterem Glauben. Da, wo zuvor ein göttliches Sendungsbewusstsein war, klafft jetzt ein großes Loch. Alles weggewischt! Du bist nichts als Schmerz. Ecce homo. Seht: ein Mensch!

Seht die Menschen. Wir sind auch, was uns fehlt. Wir sind die Menschen, die wir gerade nicht besuchen können, weil wir sie vor Ansteckung schützen sollen. Wir sind auch die Verluste, die wir erlitten haben. Wir sind die Menschen, die uns gestorben sind und die wir immer wieder schmerzlich vermissen. Wir sind auch, was uns genommen wurde. Wir sind die Heimat, aus der wir vertrieben worden sind und wir sind unsere Arbeit, die wir im Augenblick nicht so ausüben können, wie wir es gewohnt sind. Wir sind die Wunde, die uns jemand beigebracht hat und deren Narbe wir sichtbar tragen. Wir sind verletzte und verletzte Menschen. Daran erinnert uns die Karwoche.

Ecce homo: Seht: ein Mensch!

Seht sein Elend und seine Not.

Schaut nicht weg!

Heute in einer Woche ist Ostern. Und am Abend dieses ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht, kommt Jesus und tritt mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch!

Und als er das gesagt hat, zeigt er ihnen die Hände und seine Seite. Und was sehen sie da? Sie sehen die Löcher von den Nägeln, mit denen er ans Kreuz geschlagen wurde. Sie sehen die Narbe von der Lanze, die sie ihm in die Seite gestochen haben. Sie erkennen den Auferstandenen an seinen Wunden, an seinen Narben, daran, wie er ihnen fehlt.

Da wurden sie froh, heißt es im Johannesevangelium, da wurden sie froh, dass sie den Herrn sahen. Keinen kleinen Hühnergott, sondern den Gott des Lebens. Kommen Sie gut durch die Karwoche!